Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 4 (1954)

Heft: 3

Bibliographie: Kurze Hinweise = Brèves notes biblioraphiques

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KURZE HINWEISE
BRÈVES NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

Jahresberichte für deutsche Geschichte. N. F. Jg. 2, 1950. Im Auftrage der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin hg. von Fritz Hartung. Akademie-Verlag, Berlin 1953. XVI u. 240 S. — Nach einer Unterbrechung von 10 Jahren haben 1952 die Jahresberichte für deutsche Geschichte wieder zu erscheinen begonnen. Bis heute liegen von der neuen Folge die 2 Bände für 1949 und 1950 vor, die 1952 und 1953 erschienen sind. Der allzu große Abstand zwischen Berichtjahr und Erscheinungsjahr erklärt sich durch Hinweis auf die Schwierigkeiten der Literaturbeschaffung im getrennten Deutschland und vor allem in der Ostzone, wo sich die Redaktion und der Verlag der Bibliographie befinden. In vielen Fällen stammen die Titel aus zweiter Hand, weil es den Bearbeitern nach eigenem Eingeständnis trotz der langen Redaktionszeit nicht gelungen ist, die Arbeiten selber zu Gesicht zu bekommen. Auf die Auswahl der Titel aber hat, soviel wir sehen können, der Umstand, daß das Werk in der Ostzone erscheint, nicht abgefärbt. Der Großteil des Materials stammt aus Westdeutschland, und in bezug auf die jüngsten geschichtlichen Ereignisse, die einen verhältnismäßig breiten Raum einnehmen, werden auch neben einigen, nach dem Titel zu urteilen, rein tendenziösen russischen Schriften ausgiebig englische, amerikanische und französische Quellen und Darstellungen zitiert. Für gewissenhafte wissenschaftliche Objektivität bürgt der Name des Herausgebers Fritz Hartung, der mit Albert Brackmann zusammen schon die 1. Folge betreut hat. Brackmann ist vor kurzem gestorben. Er hat aber am Wiederaufbau des Unternehmens und an der Entstehung des 1. Bandes noch tätigen Anteil nehmen können.

Leider ist es bisher noch nicht gelungen, die Forschungsberichte wiederaufzunehmen, was der Herausgeber selbst am meisten bedauert. Einen bescheidenen und ungenügenden Ersatz dafür bieten die bei zahlreichen Titeln hinzugefügten Inhaltsangaben, die den Gegenstand bezeichnen oder präzisieren. Immerhin legt der 2. Band, der gegenüber dem ersten um mehr als das Doppelte angewachsen ist, mit seinen fast 2800 Titeln eindrucksvoll Zeugnis ab für das Wiedereinsetzen der deutschen historischen Forschung.

Willy Vontobel

Alemannisches Jahrbuch 1953, 402 S., 55 Abbildungen im Text und eine Tafel, herausgegeben vom Alemannischen Institut. Verlag Moritz Schauenburg, Lahr im Schwarzwald. — Im Jahre 1930 wurde auf Anregung verschiedener Gelehrter von Prof. Dr. Josef Sauer das Alemannische Institut der Universität Freiburg i. Br. ins Leben gerufen. Nun tritt dieses Institut

erstmals mit diesem reich befrachteten Jahrbuch vor die Öffentlichkeit. In den 20 Beiträgen, die zur Hauptsache den ungedruckten Festschriften für die Professoren Josef Sauer und Friedrich Metz entnommen sind, erhält der Leser Einblick in die Bestrebungen des Instituts. In einer Arbeitsgemeinschaft auf freiwilliger Grundlage will es Landschaft und Volk, Natur und Wirtschaft, kurz, das gesamte geschichtliche Werden des alemannischen Raumes und den Niederschlag, den die Geschichte «in der Kulturlandschaft gefunden hat», erforschen und festhalten. Die Grenzen dieses Raumes sieht es dort, wo auch die Sprachforschung sie hinverlegt, d. h. in den Vogesen, am Lech, an den Schweizer- und Vorarlbergeralpen und am fränkischen Jura.

Gut fundierte und stilistisch gewandt formulierte Beiträge, wie etwa der von Kurt Sauer «Zur historischen Entwicklung des Begriffes Vorbergzone des Schwarzwaldes», oder der mehr botanisch orientierte von Erwin Litzelmann über «Naturgeschichte einer Urlandschaft im Hotzenwald» und der uns besonders ansprechende von Georg Wagner über die «Abhängigkeit des Verkehrs von Tektonik und Flußgeschichte in Süddeutschland» leiten den Reigen der Arbeiten ein und zeigen, wie die Zusammenarbeit gedacht ist und betrieben werden soll.

Dann folgt eine Reihe geschichtlicher, thematisch sehr interessanter Beiträge, die wir wegen Raummangel jedoch nur kurz nennen können. So «Zur Methode der Identifizierung alter Ortsnamen» von Fritz Langenbeck, «Das erste Kloster Kempten» von Alfred Weitnauer, «Die Stadtanlage von Kolmar» von Werner Noack, «Ist Offenburg eine Zähringer Gründung?» von Otto Kähni, «Das Maß-System des Münsters zu Freiburg i. Br.» von Adolf Wangart, «Probleme der mittelalterlichen Agrargeschichte im Elsaß» von Clemens Bauer und «Über Verkehrslinien im schwäbisch-alemannischen Raum im 17. und 18. Jahrhundert» von Friedrich Schaub.

Uns am nächsten aber liegt der 62 Seiten umfassende, mit Nachträgen reich ergänzte und umgeschriebene Neudruck der 1943 von Hektor Ammann veröffentlichten Arbeit über «Die Anfänge der Leinenindustrie des Bodenseegebietes». Der Verfasser gelangt darin zu der bemerkenswerten Feststellung, daß der wirtschaftliche Aufschwung der Bodenseestädte und die Entstehung von Industrie und Fernhandel weit früher einsetzen, als bisher angenommen wurde. Neu erschlossene Quellen im Mittelmeerbereich (Bozen, Como, Genua) lassen erkennen, daß am Bodensee, und zwar hinab bis Schaffhausen, eine große Ausfuhrindustrie nicht erst im 13., sondern schon im 12. Jahrhundert ansäßig und tätig war. Diese Entdeckung ist für uns um so wertvoller, als sie uns die Schlüssel zum Verständnis «der gewaltigen Leistungen der Zeit der Städtegründungen» in die Hand gibt, die von «1150 bis 1300 das ganze nördliche Europa ... mit einem dichten Netz von neuen Städten überzogen hat».

Überschauen wir die Gesamtheit der gebotenen Beiträge, ihre Fragestellungen und Ziele, so werden wir in diesem Jahrbuch des Alemannischen Instituts eine willkommene Ergänzung zur Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins erkennen dürfen.

Ernst Steinemann

BENNO HUBENSTEINER, *Bayerische Geschichte. Staat und Volk, Kunst und Kultur*. 2. A. Richard Pflaum Verlag, München 1952. 436 S. — Die Freund-

schaft, die Ranke mit König Maximilian II. von Bayern verband, eröffnete ihm, wie er selber bekennt, eine neue Seite der deutschen Natur und Nation. Was sich dem größten deutschen Historiker des 19. Jahrhunderts nicht ohne weiteres erschlossen hat — die exemplarische Fülle der bayerischen Stammes-, Staats- und Kulturgeschichte — ist durch die Forschung inzwischen sehr viel zugänglicher geworden. Gleichzeitig aber haben Gehalt und Gravitation der politischen Entwicklung Bayern, wie den deutschen Mittel- und Kleinstaat überhaupt, mehr und mehr dem Bereich des selbstverständlichen Interesses entfremdet. Die Einengung auf die preußisch-deutsche Geschichte hat substantielle und perspektivische Verluste nach sich gezogen, die um so bedenklicher sind, als sie oft gar nicht bemerkt werden. Die Tragweite dieser Verstümmelung kann kaum überschätzt werden; denn ein verdorbenes Geschichtsbild hat im Zeitalter der Popularisierung der Wissenschaften und der Massenlektüre nicht nur akademische Konsequenzen. Es ist ein Politikum. Seine Reform, die wissenschaftlich und politisch gleich dringend ist, kann nur in die Wege geleitet werden, wenn dem deutschen Einzelstaat Beachtung als einer selbständigen Einheit mit individueller Physiognomie geschenkt wird.

Das will Hubensteiner mit dem vorliegenden Buch für Bayern tun, das mit seiner Kontinuität durch 14 Jahrhunderte als einziges überlebendes Stammesherzogtum eine Bildung von europäischem Format ist. Seinen Grundsatz, «die Maßstäbe und Wertungen nicht von außen heranzutragen, sondern endlich einmal den Versuch zu machen, die bayerische Geschichte vom eigenen Land und vom eigenen Volkstum her zu durchleuchten und zu begreifen» (6), macht Hubensteiner weniger für den dornenvollen Bereich der politischen als der unverfänglicheren Kulturgeschichte fruchtbar, nachdem die Forschung lange achtlos an ihr vorbeigegangen war. Das ist gegenüber der politischen Existenz Bayerns in der Epoche schulmeisterlichen liberalen Hochmuts und deutsch-nationaler Beschränktheit zwar nicht möglich gewesen: die gleichzeitige Ausbildung eines politisch, weltanschaulich und geschichtlich begründeten Kanons bayerischer Reserve begegnet aktiver Verständnislosigkeit. Der Vorwurf nationaler Unzuverlässigkeit und finsteren Hinterwäldlertums hat seine Schatten bis in die bayerische Geschichtsschreibung und den bayerischen Geschichtsunterricht selbst geworfen. Hubensteiner hat nun den sachlichen Fortschritt seit den großen Darstellungen von Riezler und Doeberl festgehalten und zugleich auch dem Wandel im Geschichtsbild Ausdruck gegeben, der sich besonders seit 1918 und den diesem Jahr folgenden Erfahrungen Bahn zu brechen sucht.

Die Darstellung Hubensteiners ist für einen weiten Leserkreis bestimmt. Es fehlt der gelehrte Apparat, nicht aber die durchgehende, solide wissenschaftliche Verankerung und eine gediegene gedankliche Durchdringung. Geistvoll gestaltet und elegant geschrieben, vereinigt es Qualitäten, die sich oft genug auszuschließen scheinen. — Das Buch ist mit einer Zeittafel, Stammtafeln des Hauses Wittelsbach, Literaturhinweisen und einem Register nützlich ausgestattet. Werner G. Zimmermann

MADDALENA FRASCHINA. *Cenni di storia ticinese*. Lugano, Tip. Rezzonico Pedrini, 1953, pp. 76. — Il titolo, assai dimesso, può indurre in una sotto-

valutazione, mentre poi il libretto ha una sua autentica organicità. Non quindi di cenni o di appunti, come parrebbe, si tratta, ma di un ripensamento della storia ticinese. Il volumetto è nato da un'esperienza scolastica. L'autrice infatti insegna a Lugano e ai suoi allievi idealmente lo scritto è dedicato, diciam pure per essi è pensato. Ma per la compiutezza della visione storica, la chiarezza dell'esposto non disgiunta da qualche sottolineatura efficace, l'operetta è destinata a incontrar lettori anche fuori della scuola.

La storia ticinese, che ha tentato molte penne, non è facilmente capibile senza una guida sicura. Se in certi periodi, specialmente in quelli dell'alto medioevo, è storia in gran parte riflessa, comunque determinata da eventi superiori alle forze autonome, la stessa configurazione geografica, una volta attivatisi gli scambi fra il sud e il nord, conferì al paese una sua particolare fisionomia, e una sua precisa funzione: nella quale è sempre ravvisabile, più o meno scoperto, il filo di un destino comune alle varie e dissimili regioni che compongono il Ticino, unificate da un substrato di antica civiltà. I 20 capitoletti del libro, venendo via dalla preistoria fino ai tempi moderni e diciam pure contemporanei, presentano, con uno stile che per la sua chiarezza è accessibile anche ai lettori non di lingua italiana, questa costante di civiltà, nella quale, dice benissimo la Fraschina «si manifesta l'anima di un popolo povero forse, ma indubbiamente di nobile origine». E' quella civiltà che i non frettolosi visitatori del Ticino vanno scoprendo con autentica sorpresa sotto le apparenze talvolta le più modeste e perfin, per i superficiali, trascurabili.

Giuseppe Martinola

Claudius Freiherr von Schwerin, *Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte*. 4. Aufl. besorgt von Hans Thieme. Berlin und München 1950. — Der Verf. hatte noch 1944, wenige Tage vor seinem Tod, die 3. Auflage seiner «Grundzüge» fertiggestellt, doch gelangte sie nur noch z. T. an die Öffentlichkeit. Hans Thieme besorgte die 1950 erschienene 4. Auflage. Er ließ das sich durch klaren Aufbau auszeichnende Werk, das vor allem dem Studenten ein willkommenes Hilfsmittel war, im wesentlichen unverändert. Mit Umsicht hat er jedoch die neueste Literatur nachgetragen, so daß über diese die im Text noch nicht berücksichtigten neuen Feststellungen, wie sie vor allem für das frühe Mittelalter heute zu beachten sind, erschlossen werden.

Paul Kläui

Heinrich Roth, *St. Peter und St. Martin bei Waldkirch. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Elztales unter Berücksichtigung der St. Peters- und St. Martinskirchen im Breisgau* (Veröffentlichung des Alemannischen Institutes in Freiburg i. Br.). Waldkircher Verlagsgesellschaft, Waldkirch i. Br. 1953. 86 S., 3 Abb., 6 Karten. — Durch Verbindung von Patrozinien- und Siedlungsforschung bietet R. einen wertvollen Beitrag zur «kirchlichen Heimatkunde». Er klärt die komplizierten kirchlichen Verhältnisse des vorderen Elztales weitgehend ab und kommt durch Rückschlüsse besonders von der Klostergründung in Waldkirch um 920 durch Herzog Burkhard und von der Papsturkunde von 1178 aus zum Ergebnis, daß St. Peter und St. Martin mindestens ins 8./9. Jh. zurückzudatieren sind, während St. Walburg für die

Frühzeit kaum in Frage komme. Der Vergleich mit den übrigen Peters- und Martinskirchen im Breisgau (35, resp. 25), die Filialverhältnisse und die Lage lassen mit Sicherheit erkennen, daß die beiden Kirchen bei der Klostergründung als Pfarrkirchen bereits bestanden. Ihre Lage vor der heutigen Stadt weist auf Eigenkirchen grundherrlicher Höfe. Läßt sich die Martinskirche mit großer Wahrscheinlichkeit als fiskalische Eigenkirche deuten, so ist die Zuweisung der Peterskirche zu einer adelig-alemannischen Grundherrschaft, vielleicht gar zum ehemaligen Herzogsgut, weniger sicher. Nicht bewiesen bleibt deshalb auch das daraus abgeleitete höhere Alter der Peterskirche (Ende 7. oder Anfang 8. Jh.). R. erweist sich als guter Kenner der Probleme und Methoden der Patrozinienforschung und lehnt deshalb mit Recht die sog. Zweikirchentheorie ab, nach der die Martinskirche das Gotteshaus der fränkischen Oberschicht, St. Peter dasjenige der alemannischen Anwohner gewesen wäre. Verneint er also eine standesmäßige Aufgliederung, so denkt er doch an eine stammesmäßige; dieser Schluß ist jedoch nicht notwendig, ebenso denkbar wäre die Errichtung von je einer Kirche auf zwei fränkischen Grundherrschaften. Als gesichert kann nur gelten, daß die beiden Kirchen auf zwei verschiedene Grundherrschaften zurückgehen, über deren Herren aber alle Anhaltspunkte fehlen. — Die Arbeit wurde 1946 von der theol. Fak. Freiburg i. Br. als Diss. angenommen. R. hat (mit Ausnahme der Arbeiten von Tüchle) die seither erschienene Literatur nicht mehr verwertet. Eine Stellungnahme zu den mit den behandelten Fragen in engstem Zusammenhang stehenden Abhandlungen von H. Weigel (Studium Generale 3, 1950) über Martinskirchen und A. Futterer (Diss. Freiburg i. Br. 1949) über Breisgauer Patrozinien hätte vielleicht die erfreuliche Arbeit noch einen Schritt weitergeführt.

Otto P. Clavadetscher

Hans F. Haefele, *Fortuna Heinrici IV. imperatoris. Untersuchungen zur Lebensbeschreibung des dritten Saliers.* Hermann Böhlaus Nachf., Graz-Köln 1954. 144 S. = Veröffentlichungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, hg. v. Leo Santifaller, Band XV. — Geschickt macht sich H. die überreiche Forschungsliteratur über die kleine Vita Heinrici IV. zunutze und gibt, mit Recht besonders an S. Hellmann anknüpfend, ohne unangebrachte Umsturzversuche in lebhaftem Vortrag eine eigne Interpretation, die doch manches in ein frisches Licht setzt. Vor allem sucht er die rhetorische Komposition noch intensiver zu erfassen, gestützt auf die von Curtius und Arbusow gelehrten Methoden. Wie schon Curtius selber, kann allerdings auch H. sich nicht durchweg von dem Mißverständnis freihalten: weil wir vielerlei Kunstmittel, oft überraschend, herausanalysieren können, müsse der Autor mit großer Kunstbewußtheit und Gelehrsamkeit, folglich auch mit viel Zeitaufwand und ohne Spontaneität zu Werke gegangen sein. Wenn man aber bedenkt, daß ein gutbegabter Autor in zehn und mehr Schuljahren tagaus tagein als allbeherrschendes Fach Latein gepaukt hatte, so wird die Beherrschung von einer Handvoll Topoi und ein paar tausend Wendungen, Floskeln und Adagien neben der Kenntnis einiger Dutzend Autoren weniger imponieren. Ein Beweis für «literarische Verstellung» (S. 36) oder für sonderliche Arbeitsdauer kann aus dem Gebrauch solcher Mittel allein nicht erbracht werden. Verfehlt ist auch H.s Anregung, die Vita eventuell erst Jahre nach 1106 zu

datieren. Sauber und umsichtig kommentiert er dagegen den Vater-Sohn-Konflikt in seiner Quelle.

Haefeles Hauptthema ist die Heraushebung des Fortuna-Motivs in der Vita. Ein guter Griff: denn die Periode von rund 1050 bis 1150 hat für den ergiebiger (Doren, Patch) erforschten Fortunabegriff des Hochmittelalters den Grund gelegt. In der Heinrichsvita kommt nun *fortuna* über 20mal vor, freilich in ungleicher Streuung und (von H. nicht hinreichend verfolgt) ungleichen Wortbedeutungen. H. geht das im einzelnen durch und trägt dann zur Tradition des Motivs das ihm Erreichbare zusammen. Hier wäre Weiterarbeit zu wünschen. Das Quellenmaterial aus dem Zeitalter des Investiturstreites müßte breiter durchgeprüft werden (Libelli de Lite; Hildebert von Lavardin!); wo das Wort Fortuna wirkliches Gewicht hat, also mehr als nur «irdische Habe», «Glücksfall» oder dgl. bedeutet, wäre es in den Kreis der Schicksalsbegriffe hineinzustellen und gegen die positiv christlichen Motivierungen des Erdenlaufs ins Relief zu setzen. Dabei wird H.s Erstling als nützlicher Beitrag dienen. Besonders dankenswert sind einige seiner Fehlanzeigen; nach seinen Ermittlungen wird das Wort in der Vulgata, bei Gregor von Tours, Fortunat, Gregor dem Großen, Aldhelm u. a. peinlich, zum Teil vollständig vermieden; während dann bei Gerbert der hochmittelalterliche Begriff bereits in voller Energie durchbricht.

Wolfram von den Steinen

Carl Wegelin, *Geschichte des Kantonsspitals St. Gallen.* Fehrsche Buchhandlung St. Gallen, 1953, 175 S. — Bei Anlaß des Gedenkjahres 1953 unternahm es Prof. Dr. Carl Wegelin, die Geschichte des St. Galler Kantonsspitals eingehend darzustellen. Den Historiker interessiert in erster Linie die einleitende geschichtliche Zusammenfassung, bei der sich der Verfasser auf wertvolle Bearbeitungen stützen konnte. Nach dem Niedergang des Klosterspitals übernahm die aufstrebende Bürgerschaft wie in andern Städten die Sorge um die Armen und Kranken. So entstand durch eine Stiftung 1228 der Heiliggeistspital. Älteren Ursprungs ist das Siechenhaus für die Aussätzigen im Linsebühl. Eine spätere Schöpfung, das Seelhaus, diente der Pflege der Hintersässen, Handwerksburschen und Dienstboten und wurde im Jahre 1858 von der politischen Gemeinde übernommen und neu gebaut. Nach unendlich mühsamen Bestrebungen verdienter Ärzte konnte in den Jahren 1869—1873 der eigentliche Kantonsspital erbaut werden. In 4 großen Abschnitten schildert Prof. Wegelin die Entwicklung bis zur Gegenwart. Die Arbeit bietet natürlich in erster Linie dem interessierten Arzt wertvolle Einblicke. Dokumentierung, Darstellung und Ausstattung verdienen alle Anerkennung.

A. Steinegger

Alfons Schönherr, *Die Siegel des Klosters Steinach bei Meran.* Verlag Unterberger, Meran 1951. 46 S. und 17 Abb. — Das Frauenkloster Steinach, 1241 durch Adelheid von Görz-Tirol ins Leben gerufen und bald darauf dem Dominikanerorden unterstellt, hat im Laufe seiner Geschichte, wie fast alle Klöster, mehr als einmal die Stempel für die Siegel des Konvents wie seiner Vorsteherin neu erstellen lassen. Schönherr ist der Geschichte dieser Siegel

nachgegangen und gibt in der vorliegenden Schrift eine minutiöse, durch Abbildungen ergänzte Beschreibung der teils mittelalterlichen, teils neueren Siegel des Konventes und der Priorin von Steinach. Von den beiden ältesten uns bekannten Siegeln wird das eine durch die Umschrift als Siegel der Priorin und des Konventes, das andere als dasjenige der Priorin bezeichnet. Jenes zeigt als Hauptfigur des Siegelbildes die Mutter Gottes mit Kind, darunter, ebenfalls in Halbfigur, einen betenden Bischof. Auf dem Siegel der Priorin ist die Verkündigung dargestellt. Beide Siegel lassen sich erst ziemlich spät, erstmals an einer Urkunde von 1380, nachweisen; als Zeit ihrer Entstehung nimmt der Verfasser das 3. Viertel des 14. Jahrhunderts an. Gerne hätte man erfahren, ob aus den fast anderthalb Jahrhunderten vorher sich überhaupt keine Urkunden erhalten haben, bei denen man Besiegelung durch das Kloster selbst erwarten müßte. Wäre es so, dann könnte die späte Ersterwähnung bloßer Zufall sein. Jedenfalls glaubt der Rezensent, daß der Stil der beiden Siegel es gestattet, eine Erstellung derselben schon im 13. Jahrhundert anzunehmen. Vermutlich hat man zuerst das gemeinsame Siegel für Priorin und Konvent, etwas später dann noch ein besonderes für die Priorin anfertigen lassen. Die in Siegeln von Frauenklöstern ja sehr häufige Mariendarstellung hat wohl kaum die Unterstellung Steinachs unter den Churer Diözesanbischof, dessen Kathedrale wie viele andere Bischofskirchen eine Marienkirche war, zum Ausdruck bringen wollen, ebensowenig die Bischofsfigur im erstgenannten Siegel. Da die Umschrift gerade dieses Siegels die Schwestern, wie auch bei andern Dominikanerinnenklöstern üblich, als «ordinis s. Augustini» bezeichnet, stellt die Figur vielleicht eher den hl. Augustinus dar, wenn ihr schon der Nimbus fehlt. Es würde sich in diesem Falle um ein Analogon zum späteren, vermutlich zu Beginn des 17. Jahrhunderts geschaffenen Steinacher Priorinnensiegel handeln, welches das Kloster präziser dem Predigerorden zuweist und dementsprechend auch in seinem Siegelbild neben der Madonna die Gestalt des hl. Dominikus zeigt. Schon die Unsicherheit der Datierung und des Herstellungsortes läßt es m. E., wenigstens bei den älteren Siegeln von Steinach, etwas problematisch erscheinen, ihre Anfertigung auch nur vermutungsweise mit bestimmten Goldschmieden und Künstlern der Meraner Gegend, deren Namen zufällig überliefert sind, in Verbindung zu bringen. Aufschlußreicher wäre vielleicht ein Vergleich mit den Siegeln anderer Klöster im weiteren Umkreis Merans und des Südtirols gewesen, namentlich mit solchen von Frauenklöstern desselben Ordens. Die mit Fleiß und Akribie durchgeführte Untersuchung Schönherrs hätte dadurch, wie mir scheint, gewonnen. Georg Boner

Paul Althaus, *Luthers Haltung im Bauernkrieg*. Basel, Benno Schwabe & Co., 1953. 74 S. — Diese knappe Darstellung eines in neuerer Zeit, im Zusammenhang mit der Frage nach dem Obrigkeitsstaat Luthers, wieder lebhaft erörterten Problems geht offenbar auf eine Studie des Verfassers zurück, die bereits 1925 unter demselben Titel im Jahrbuch der Luther-Gesellschaft erschien. Sie ist aus der damaligen Lage heraus verfaßt und man darf daher auch nicht erwarten, daß die im übrigen gutgeschriebene Schrift die seither erfolgten Veröffentlichungen einbezieht.

A. werdet sich vor allem gegen H. Grisar und gegen Hugo Ball, mit

gelegentlich scharfen Ausfällen. Doch läßt sich diese Veröffentlichung trotzdem rechtfertigen, weil ja die Fragestellung keineswegs überholt ist, und vor allem weil A. von der Exgese der Schriften Luthers im kritischen Jahr 1525 ausgeht. Damit läßt sich aber nicht die ganze Problematik erfassen, Der Kampf gegen die alte Ordnung mußte notwendigerweise das alte Recht und damit die Autorität als solche in Frage stellen. Dies wird hier zu wenig berücksichtigt. Daß Luther dann angesichts der Auswüchse in der Bauernbewegung die Reinheit des Evangeliums gewahrt wissen wollte und es nach ihm «wohl christliche Bruderpflichten, aber keine christlich für sich selbst zu behauptenden Menschenrechte gibt», oder daß er das ganze Gebiet der irdischen Verhältnisse für den Menschen unwichtig macht, «insofern er sie *erleidet*, aber höchst wichtig und verantwortungsvoll, soweit er sie zu *gestalten* berufen ist» (23), braucht ebenso wenig in Zweifel gezogen zu werden, wie andere gute Erkenntnisse, die das Büchlein auch dem schweizerischen Leser zu vermitteln vermag.

Oskar Vasella

The Letters of Elizabeth, Queen of Bohemia, compiled by L. M. Baker. The Bodley Head, London 1953, 361 p. with a genealogical table and 5 ill. — Königin Elisabeth von Böhmen ist uns besser bekannt als die Gattin des «Winterkönigs»; die Engländer haben sie, eher ihrer Persönlichkeit willen, als ihrer politischen Bedeutung wegen, ins Herz geschlossen.

Elisabeth Stuart, Tochter des ersten Schottenkönigs auf dem englischen Thron, heiratete 1613 Friedrich V. von der Pfalz. 1619 nahm dieser die ihm angebotene Krone Böhmens an. Damit verknüpfte sich sein Schicksal mit dem Beginn des 30jährigen Krieges. Nach einem kurzen glücklichen Jahr mußte das junge Paar das Land nach der Niederlage am Weißen Berg verlassen, der «Winterkönig» verlor sein Reich, dazu geriet auch sein Stammbesitz, die Pfalz, in den Strudel des Krieges hinein.

Mit seiner Gattin suchte er Zuflucht in Holland, das ihnen Asyl gewährte. 1632 starb Friedrich, während Elisabeth, bis ein Jahr vor ihrem Tode, 1662, dort blieb.

Die vorstehende Sammlung enthält Briefe an ihre Söhne, den späteren Pfalzgrafen Karl Ludwig, den bekannten Kondottiere Rupert, solche an ihre königlichen Verwandten, den Vater Jakob I., den Bruder Karl I., den Neffen Karl II. sowie an zahlreiche englische und einige kontinentale Adelige.

Diese Briefe spiegeln das Leben dieser vom Glück nicht verwöhnten Frau, sie lassen uns ihre Angst erkennen, ihr Asyl zu verlieren, sie erzählen von ihren großen finanziellen Schwierigkeiten und den vielfachen Familienzwisten (Rupert war wie sie Royalist, der ältere Sohn unterstützte das englische Parlament, eine Tochter wurde lutheranische Priorin, eine andere floh nach Frankreich und wurde katholische Äbtissin).

Trotz allen Schwierigkeiten gab sie die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nie auf; auch in den dunkelsten Tagen, durch ihre Vorwürfe und Ratschläge hindurch, leuchtet immer wieder ihre Mutterliebe, schimmert in ihren Erzählungen ihre Klugheit und ihr Humor.

Schließlich vernehmen wir vom Leben an einem der Brennpunkte der Politik jener Zeit, im Haag, wo ihr Haus, trotz ständigem Geldmangel, zu einem Treffpunkt von Heerführern, Gelehrten und Künstlern wurde, mit ihr

erleben wir besonders die verschiedenen Stadien der englischen Revolution und Restauration. Daneben tauchen auch zahlreiche kontinentale Persönlichkeiten in ihrem Blickfeld auf, u. a. die gelehrte Königin Christina von Schweden.

Das beigefügte Register ist leider nicht sehr aufschlußreich.

Hans Hüßy

ADOLF HEBEISEN, *Die Lorraine in Bern. Ursprung, Werden und ihr heutiges Sein.* Paul Haupt, Bern 1952 (Beiheft IV der Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde). 72 + 54 unpag. S. — Der Verfasser liebt das rechts der Aare gelegene Quartier der Bundesstadt, mit dessen Entwicklung er aufs engste vertraut ist; er wird nicht müde, die Irrtümer und Vorurteile zu berichtigen, die bis vor kurzem den Namen Lorraine belasteten. Mit dieser Feststellung ist auch der Grundcharakter seiner Schrift angedeutet: Aufgebaut auf einer Quellengrundlage, in der eigene Beobachtungen und Erlebnisse einen breiten Raum einnehmen, will sie, ohne besondern wissenschaftlichen Ehrgeiz, vor allem der Quartierverbundenheit dienen. Daß dabei manches Licht auf Kulturzustände fällt, die allgemein zu interessieren vermögen, versteht sich von selbst.

Der Name Lorraine ist von der Volksetymologie mit «Lohr» = sumpfiges Gelände in Verbindung gebracht worden: «(i der) Lohr äne». In Wirklichkeit geht er zurück auf den Junker Johann von Steiger, der 1637 «das Gut unden us vor der Stadt im kleinen Wyler» kaufte und in Erinnerung an einen Feldzug in Lothringen (Lorraine) so taufte. Bis 1824 blieb das 65 Jucharten umfassende Gut im Besitz patrizischer Geschlechter. 1845 verkaufte es der letzte Eigentümer an einen Baumeister. Damit setzte — zu Beginn des schweizerischen Eisenbahnzeitalters — eine Entwicklung ein, die nach dem Idyll des stillen Landlebens streckenweise wie ein Trauerspiel anmutet: Dem 1856 von der Centralbahngesellschaft erbauten Bahndamm folgte die erste Eisenbahnbrücke (auch «Rote Brücke» genannt wegen des zinnoberroten Schutzanstriches, in dem sie sich jahrelang präsentierte), worauf sich des Lorrainebodens ein wilder Spekulationsgeist bemächtigte. Das schöne Landgut wurde planlos, ja chaotisch zerstückelt und überbaut und galt bald als das ärmste Quartier Berns. Vor etwa dreißig Jahren setzte in baulicher und sozialer Hinsicht ein erfreulicher Gesundungsprozeß ein (neue Straßenzüge, neue Lorrainebrücke, neue Wohnkolonien, vor allem das Wylerdörfli oder — nach dem Vorschlag Hebeisens — der Neuwiler). Die städtischen Behörden, die das abgelegene Quartier vordem recht stiefmütterlich behandelt hatten (was der Verfasser mit Beispielen aus der Schulgeschichte belegt), förderten die Aufwärtsentwicklung. Heute darf sich die Lorraine im Kranze der bernischen Außenquartiere sehen lassen. Dies bezeugen auch die dem stattlichen Heft beigegebenen Bilder und ein Anhang mit Reklamecharakter über das heutige Geschäftsleben in der Lorraine.

Hans Sommer

Vocabulario dei dialetti della Svizzera italiana. Red. Silvio Sganzini. 1° fascicolo. Lugano, Tip. La Commerciale, 1952. XXXVI et 40 p. — Après des difficultés de tout ordre, le premier fascicule du Vocabulario dei dialetti

della Svizzera italiana a pu enfin paraître. Cette grande œuvre commencée en 1907 et à laquelle collaborèrent, entre autres, les professeurs Salvioni et Merlo et le rédacteur actuel, M. Sganzini, est plus qu'un simple lexique de patois, c'est une véritable encyclopédie de la vie des populations du Tessin et des vallées grisonnes de langue italienne; cela déjà suffit à expliquer la longue genèse de cette publication. Ce premier fascicule contient, outre une présentation de l'œuvre du professeur Jaberg et une préface de M. Sganzini, un exposé des buts du «Vocabulario», une double liste alphabétique et par district des localités tessinoises et grisonnes intéressées, le système de transcription phonétique adopté, une abondante bibliographie concernant les patois tessinois et grisons, enfin une liste des abréviations. Les mots allant de *A* à *Agnesa* contenus dans ce fascicule montrent bien combien les aspects et les problèmes peuvent changer de l'un à l'autre. A côté de termes tels que les prépositions *a* et *adoss* qui intéresseront avant tout les linguistes et qui offrent une grande richesse d'exemples, il se trouve un article comme *abiezz* (le sapin) où se posent des questions de botanique, d'autres mots encore permettent au lecteur d'entrer dans les coutumes des habitants, de connaître leurs dictons, de savoir la dévotion qu'ils ont ou ont eue pour tel ou tel saint ou sainte, je pense ici aux articles *Abondi* et *Agata* où l'onomasiologie, la toponymie et l'histoire ont aussi leur place. Relevons en terminant la claire typographie du «Vocabulario» et disons que des clichés et des croquis nous permettent de mieux connaître les objets d'art du Tessin ou de mieux nous représenter des objets ou des outils (par exemple, le fléau) propres aux vallées situées au delà du St-Gothard, du St-Bernardino ou de la Bernina.

Maurice Bossard

WERNER JUCKER, *Bern, Bildnis einer Stadt.* — *Die Bernerin.* Festgabe zum 70. Geburtstage von Rosa Neuenschwander. Berner Heimatbücher, hg. von Walter Laedrach, Band 49/51 und 52, Verlag Paul Haupt, Bern 1953, 31 bzw. 32 S. und 150 bzw. 16 Abb. — Die Arbeit Juckers, ein Heft der Heimatbücher von dreifachem Umfang, ist ein beachtenswerter Beitrag zu den Veröffentlichungen für die Sechshundertjahrfeier. Sie beginnt mit einem Überblick über die ersten Jahrzehnte der bernischen Geschichte, in gedrängter Kürze und unter Verwendung des letzten Standes der Kenntnisse. Vermerkt dürfte werden, daß die Eintragung des Namens der Stadt auf Idrisis Karte vor der Gründung neuerdings bestritten wird. Für die folgenden Jahrhunderte kommt weniger die politische Geschichte zum Wort, als daß Einblicke in das charakteristische Leben — den «Lebensstil» — der Stadt gegeben werden; hiefür wird auch ungedrucktes Quellenmaterial beigezogen. Im ganzen bietet Jucker einen originellen Abriß über die kulturelle Vergangenheit der Stadt, vor allem seine Geistes- und Kunstgeschichte (Thüring Fricker sollte nicht mehr «Frickart» genannt werden; S. 25). Der künstlerische Gehalt des Buches findet seine starke Betonung durch die 150 Abbildungen, die sowohl inhaltlich wie technisch unübertrefflich sind und durch den beigehefteten Kommentar noch wertvoller gestaltet werden. — In die Autorschaft des ebenfalls zum Anlaß der Feier Berns herausgegebenen (vergrößerten) Heftes «Die Bernerin» teilen sich sieben bernische Verfasserinnen. Sie fassen ihre Arbeit auch in erster Linie als Beitrag zur

Geschichte auf, sprechen aber teilweise mehr von literarischen, volkskundlichen oder soziologischen Gegenständen. Allerdings reizen diese das Interesse des Historikers auch; der Abschnitt «Die Berner Patrizierin» von Hedwig Wäber beweist dies deutlich. «Das Werk bernischer Frauen in der Vergangenheit», wie der Inhalt zusammengefaßt werden könnte, wird durchwegs in sachkundiger und beredter Weise geschildert; dem Leser wird bewußt gemacht, daß es ein bis jetzt vernachlässigtes Kapitel in der Darstellung geschichtlichen Geschehens bildet. Emil Audétat

Schweizer Heimatbücher, hg. von Walter Laedrach. Band 35 und 36: Otto Schaufelberger, *Das Zürcher Oberland*. Band 51: Oskar Wohnlich, *Trogen*. Band 52: Heinrich und Albert Edelmann, *Das Toggenburg*. Verlag Paul Haupt, Bern 1950/52. Je 20 Seiten und 32 Tafeln. — In den vier vorliegenden Heften der «Schweizer Heimatbücher» tritt uns die Ostschweizer Kulturlandschaft in ihrer voralpinen Ausprägung entgegen. In einer Wanderung durch das Zürcher Oberland zeichnet Otto Schaufelberger, der Verfasser der «Menschen am Schnebelhorn», das Bild seiner Heimat. Am gelungensten an diesen beiden Heften ist die Übereinstimmung von Wort und Bild, in welcher Mensch, Landschaft und Zeit zur Einheit verschmelzen. In knappen Hinweisen auf die Geschichte der Dörfer wird etwas von der starken Ausstrahlungskraft klösterlicher Siedelungskultur des frühen Mittelalters spürbar und auch der spätere Wandel vom rein bäuerlich geprägten Landschaftsbild zur gemischt landwirtschaftlich-industriellen Betriebsweise angedeutet. — Oskar Wohnlich stellt für Trogen den Aufstieg der Zellweger ins Zentrum seiner Ausführungen. Veranschaulicht mit Bildern imposanter Barockarchitektur, skizziert er den ungewöhnlichen Anteil einer einzelnen Familie an der Ausgestaltung der außerrhodischen Kulturlandschaft und vermittelt damit einen interessanten Ausschnitt aus der Appenzeller Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. — Auf ähnliche Weise versuchen Heinrich und Albert Edelmann in die Geschichte, in Bau- und Wohnkultur des Toggenburgs und seiner Volksbräuche einzuführen. Anhand dieser Darstellung muß freilich auf die Grenzen solcher Monographien hingewiesen werden, die, wenn auch nirgends überschritten, sich doch abzeichnen. Sie liegen im Zuviel des Sagenwollens im Textteil, in der damit verbundenen Gefahr des Lexikographischen. Vielleicht wären auch hier zwei Hefte am Platz gewesen. Albert Dändliker